

(Nachdruck verboten.)

501

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Frau Mèchain war schon anwesend und saß auf dem einzigen Stuhle. Sie hatte soeben mit Busch in der Nachbarschaft einen wichtigen Besuch abgestattet, dessen volles Gelingen beide entzückte. Nach verweifeltem Warten war endlich eines der Geschäfte, die ihnen am meisten am Herzen lagen, glücklich in Gang gebracht. Drei Jahre lang hatte die Mèchain das Pariser Pflaster abgesehen, um Léonie Cron wiederzufinden, jenes verführte Mädchen, welchem Graf Beauvilliers einen Schuldschein über zehntausend Franken eingehändigt hatte, die am Tage ihrer Volljährigkeit zu zahlen wären. Vergeblich hatte sie sich an ihren Vetter Jayer, den Inhaber eines Renten-Geschäfts in Vendôme gewendet, der unter einem Haufen alter Papiere aus dem Nachlaß des Kornhändlers und gelegentlichen Wucherers Charpier diesen Schein für Busch gekauft hatte. Jayer wußte nichts. Er schrieb bloß, daß Léonie Cron in Paris bei einem Gerichtsvollzieher in Dienst stehen mußte; seit mehr als zehn Jahren haben sie Vendôme verlassen und sich nie mehr dort sehen lassen; auch habe er keine Verwandten von ihr fragen können, da alle tot wären. Die Mèchain hatte zwar den Gerichtsvollzieher ausfindig gemacht, es war ihr sogar gelungen, von da aus der Spur Léonies bei einem Metzger, bei einer galanten Dame, bei einem Zahnarzt zu folgen; vom Zahnarzt an brach aber der Faden plötzlich ab, die Fährte war unterbrochen und das Mädchen im Kot der Großstadt Paris verloren, wie eine Nadel in einem Heubündel. Ohne Erfolg hatte sie die Stellenvermittlungsbüros abgesehen, die verdächtigen Logierhäuser durchsucht, stets auf der Lauer, stets sich umschauend und fragend, so oft der Name Léonie ihr Ohr traf.

Dieses Mädchen nun, welches sie in der Ferne gesucht hatte, war an eben diesem Tage durch einen Zufall von ihr ausfindig gemacht worden, und zwar in einem öffentlichen Hause der Rue Feydeau. Ohne Säumen hatte die Mèchain Busch benachrichtigt, und dieser hatte sich sofort mit ihr in das betreffende Haus zurückbegeben, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Für die Abtretung ihrer Ansprüche auf den Schuldschein bot er tausend Frank; in ihrer Beschränktheit willigte sie mit kindlicher Freude in den Handel. Endlich konnte man nun die Gräfin Beauvilliers in die Enge treiben.

„Ich erwarte Sie, Herr Saccard, wir haben mit einander zu reden . . . Sie haben meinen Brief erhalten, nicht wahr?“

In dem engen, mit Akten vollgestopften Zimmer, dessen Dunkel eine magere Lampe mit ihrem trüben Schein erhellte, saß die Mèchain unbeweglich und stumm auf dem einzigen Stuhle. Saccard stand aufrecht und da er den Schein meiden wollte, als sei er auf eine Drohung hin gekommen, nahm er gleich mit harter und verächtlicher Stimme die Angelegenheit Jordan in Angriff.

„Verzeihen Sie, ich bin gekommen, um die Schuld eines meiner Redakteure in Ordnung zu bringen . . . Der kleine Jordan, ein ganz reizender Mensch, wird von Ihnen mit schwerstem Geschick und mit einer wahrhaft empörenden Grausamkeit verfolgt . . . Heute morgen erst haben Sie sich, scheint es, so gegen seine Frau benommen, daß ein anständiger Mensch darüber erröten müßte . . .“

Verblüfft über diesen unerwarteten Angriff des Feindes, während er sich zur Offensive anschickte, verlor Busch die Fassung. Er vergaß die andre Geschichte und regte sich an dieser letzteren auf.

„Jordan? So, wegen Jordans kommen Sie . . .? Ich kenne keine Frau, ich kenne keinen anständigen Menschen im Geschäftsleben; wenn man Geld schuldig ist, zahlt man, sonst kenne ich nichts . . . Ein Gefindel, das seit Jahren mich hindert und aus dem ich nur mit teuflermäßiger Mühe Sou für Sou vierhundert Frank herausgepreßt habe . . . Kreuzdonnerwetter, ja! Ich will sie pfänden lassen, morgen früh lasse ich sie auf die Straße schmeißen, wenn ich nicht heute abend hier auf meinem Schreibtische die dreihundertdreißig Frank fünfzehn Centimes habe, die sie mir noch schulden.“

Mit schlauer Taktik und um den Mann außer sich zu bringen, warf Saccard ein, er sei bereits vierzigfach bezahlt,

da die Forderung ihn sicherlich keine zehn Frank gekostet hätte. In der That erstüßte Busch beinahe vor Zorn.

„Da hätten wir's! Sonst wißt Ihr alle nichts zu sagen . . . Es sind auch Kosten dabei, nicht wahr? bei dieser Schuld von dreihundert Frank, die auf über siebenhundert angewachsen ist . . . Geht aber das mich an? Man zahlt mich nicht, ich klage die Leute ein. Um so schlimmer, wenn das Gericht teuer ist, das ist nicht meine Schuld . . . Wenn ich also eine Forderung für zehn Frank gekauft habe, sollte ich mir wohl die zehn Frank vergüten lassen und damit fertig? Und nun mein Risiko, meine vergeblichen Gänge, meine geistige Arbeit? Gerade wegen dieses Geschäfts Jordan können Sie 'mal die Frau hier fragen, die dasißt, sie hat sich damit befaßt. O, wie viel Schritte und Gänge! Wie viele Stiefeln hat sie auf den Treppen aller Zeitungsbüros abgelaufen, aus denen man sie wie ein Bettelweib hinauswarf, ohne ihr jemals die verlangte Adresse zu geben. Gerade dieses Geschäft haben wir monatelang gehegt und gepflegt, wir haben davon geträumt, wir haben daran gearbeitet, wie an einem Kunstwerk, es kostet mich eine unsinnige Summe, wenn ich nur die Stunde zu zehn Sous rechne.“

Er ereiferte sich und zeigte mit weit ausholender Geberde auf die das Zimmer füllenden Aktenbündel.

„Hier habe ich für über zwanzig Millionen Außenstände aus allen Zeiten, aus allen Gesellschaftsjahnten, ganz kleine und riesengroße . . . Wollen Sie alles für eine Million? Ich gebe Sie Ihnen . . . Wenn man bedenkt, daß ich einzelnen Schuldnern seit einem Vierteljahrhundert nachspüre! Um ein paar lumpige Frank, mitunter sogar weniger aus ihnen zu ziehen, gedulde ich mich jahrelang und warte, bis sie Erfolg haben, oder bis sie erben . . . Die andren, die Unbekannten, die zahlreichsten, schlummern dort in jener Ecke; schauen Sie auf diesen ungeheuren Haufen. Das ist das Nichts, oder vielmehr die rohe Materie, aus der ich Leben schaffen muß, nämlich meinen Lebensunterhalt, und Gott weiß, nach welchen vielfältigen Nachforschungen und Verdrießlichkeiten! . . . Und Sie verlangen, ich soll, wenn ich endlich einen Zahlungsfähigen gepackt habe, ihm nicht zur Ader lassen? Nein, nein, Sie würden mich für gar zu dumm halten! So dumm wären Sie auch nicht.“

Ohne sich länger in Erörterungen einzulassen, zog Saccard seine Brieftasche heraus.

„Ich will Ihnen zweihundert Frank geben, und Sie werden mir die Akten Jordan mit einer Generalquittung eingehändigen.“

Busch fuhr in höchster Erbitterung empor:

„Zweihundert Frank, im ganzen Leben nicht! . . . Es macht dreihundertunddreißig Frank fünfzehn Centimes. Ich verlange sogar die Centimes!“

Mit gleichmäßiger Stimme und der ruhigen Zuversicht des Mannes, welcher die Macht des vor Augen gehaltenen und auf den Tisch gelegten Geldes kennt, wiederholte Saccard zweimal, dreimal:

„Ich will Ihnen zweihundert Frank geben.“

Im Innern überzeugt, daß es vernünftig sei, sich abfinden zu lassen, willigte der Jude schließlich mit einem Wutschrei und mit thränenden Augen ein.

„Ich bin gar zu schwach! Welch ekelhaftes Handwerk! . . . Mein Ehrenwort, man beraubt mich, man bestiehlt mich . . . Nur zu! Wenn Sie doch einmal da sind, thun Sie sich keinen Zwang an, nehmen Sie noch andre, ja suchen Sie aus dem Haufen für Ihre zweihundert Frank heraus, was Ihnen gefällt!“

Als Busch hierauf eine Quittung unterzeichnet und einige Worte an den Gerichtsvollzieher geschrieben hatte, — denn die Akten waren nicht mehr bei ihm — atmete er einen Augenblick vor seinem Schreibtisch auf. Er war so heftig erschüttert, daß er Saccard fortgelassen hätte, wenn nicht die Mèchain, welche regungslos und stumm dasaß, ihn an sein Vorhaben erinnerte hätte:

„Und die Sache?“

Da fiel ihm plötzlich die Geschichte wieder ein; jetzt wollte er seine Rache nehmen. Aber alles, was er vorbereitet hatte, seine Erzählung, seine Fragen, das geschickte Fortschreiten der Unterredung, alles war mit einem Schlage von seiner Haft weggehweht, rasch auf das Thema zu kommen.

„Die Sache, ja so! . . . Ich habe Ihnen geschrieben, Herr Saccard. Jetzt haben wir eine alte Rechnung miteinander abzumachen . . .“

Er hatte die Hand ausgestreckt, um die Akten Sicardot zu nehmen, die er offen auf den Tisch legte.

„Im Jahre 1852 sind Sie in einem Hotel garni der Rue de la Harpe abgestiegen und haben dort zwölf Wechsel zu fünfzig Frank für ein Fräulein Octavia Chavaille unterschrieben, die Sie als sechzehnjähriges Mädchen eines Abends auf der Treppe vergewaltigt haben . . . Diese Wechsel, hier liegen sie. Sie haben keinen einzigen bezahlt und sind ohne Hinterlassung einer Adresse verschwunden, ehe der erste fällig war. Das schlimmste ist, daß Sie mit dem falschen Namen Sicardot unterzeichnet haben, dem Namen Ihrer ersten Frau.“

Sehr blaß hörte Saccard zu und blickte vor sich hin.

Zumitten einer unsäglichen Westürzung erhob sich die ganze Vergangenheit vor seinen Augen; er hatte das Gefühl des Zusammensturzes und Zusammenbruchs einer riesengroßen, wirren Masse, die ihn unter ihren Trümmern begrub. In der Angst des ersten Augenblicks verlor er den Kopf und stammelte:

„Woher wissen Sie das? . . . Wie kommen Sie dazu?“

Dann beeilte er sich, mit bebenden Händen von neuem die Brieftasche hervorzuziehen, vom einzigen Gedanken besesselt, zu zahlen und diese ärgerlichen Akten wieder zu erlangen.

„Es sind keine Kosten aufgelaufen, nicht wahr? . . . Es macht sechshundert Frank . . . Es wäre zwar vielerlei zu sagen, aber ich will lieber ohne Erörterungen zahlen.“

Und er reichte ihm die sechs Banknoten hin.

„Sogleich!“ rief Busch, der das Geld zurückerwies. „Ich bin noch nicht fertig . . . Die Frau, die Sie hier sehen, ist Octavia Vase. Diese Papiere gehören ihr, in ihrem Namen betreibe ich die Sache . . . Die arme Octavia ist infolge Ihrer Gewaltthat ein Krüppel geblieben. Sie hat vielfach Unglück gehabt und ist in schrecklichem Elend bei Frau Méchain gestorben, welche das Mädchen zu sich genommen hatte . . . Wenn Frau Méchain wollte, könnte sie Ihnen Dinge erzählen . . .“

„Schreckliche Dinge!“ bestätigte mit ihrem dünnen Stimmchen die Méchain, die jetzt ihr Schweigen aufgab.

Verstört schaute sich Saccard nach ihr um; er hatte dieses Weib vergessen, das einem halb geleerten Schlauch gleich auf dem Stuhle zusammengekauert saß. Sie hatte ohnehin durch ihren verdächtigen Raubhandel mit entwerteten Papieren ihm stets Unruhe eingeflößt, und jetzt fand er sie wiederum bei dieser unangenehmen Geschichte beteiligt.

„Freilich, es thut mir recht leid,“ murmelte er, „aber wenn sie tot ist, die Unglückliche, so sehe ich in Wahrheit nicht ein . . . Immerhin, hier sind die sechshundert Frank!“

Zum zweitenmal wies Busch die Summe zurück.

„Verzeihung! Sie wissen noch nicht alles . . . Sie hat nämlich ein Kind bekommen, ja ein Kind, das jetzt im vierzehnten Jahre steht und Ihnen dermaßen ähnlich ist, daß Sie es nicht verleugnen können.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Maifeier in den Oelhainen des Sabhinerberglandes.

Ein grauer Tag hat uns der erste Mai gebracht. Nur selten fliehet sich ein blauer Strahl der Frühlingssonne durch das schwere Gewölk, das über der römischen Campagna lastet, die sich zu unsren Füßen wie ein ruhiges, riesiges, graugrünes Meer ausdehnt. Rom, dessen Häuser im hellen Weiß mit blinkenden Fenstern zu den tiburtinischen Höhen mit ihren Olivenwäldern herauszuweichen pflegen, ist, verschluckt in grauem Dunst, kaum erkennbar. Nur die Peterskuppel, dieses Wahrzeichen päpstlicher Größe und päpstlicher Zähigkeit, zeichnet sich von der Sehgrenze scharf ab, wie ein Felsenriff, das die letzte Kunde einer versunkenen Insel bedeutet. Ein lauer Wind, der stoßweise wie eine warme Welle durch die Olivettis streicht, trägt den unerträglichen Geruch der Schwefelseen Vagnis, dieses luxuriösen Badeortes der römischen Campagna, herauf zu den Vorhöhen des Sabinergebirges, über welche der Anio, überragt von dem malerischen Städtchen Tivoli, schäumend, in gewaltigen Fällen herabstürzt, um einer Reihe von industriellen Vestrieben seine Kraft zu schenken, mit seinem Wasser gewaltigen Turbinen Leben zu geben und Tivoli immer mehr und mehr in eine Stadt des Unternehmertums, in eine Feste des Kapitalismus zu verwandeln. Aber mit der Mehrung der Fabriken, mit dem Wachsen der Papierindustrie, der elektrischen Anlagen, der Zeugwarenfabrikationen, der Kunstmühlen, mit der Mehrung aller Maschinen,

welche von der natürlichen Kraft getrieben und von billigen Lohnflaven bedient — die Kinderarbeit ist in vielen Tivolischer Fabriken nichts Seltenes — dem modernen Tivoli einen Millionenabjaß vermitteln, dessen Früchte sich ein steigender Großkapitalismus erfreut, mit der immer habgierigeren Ausbeutung der weltberühmten Tivolischer Wasserfälle, hat sich naturgemäß eine steigende Mehrung des Klassenbewußtseins des Proletariats ergeben. Der Socialismus hat in dem Unternehmerstädtchen starke Wurzeln geschlagen, sein Stamm wird immer stärker, seine Krone immer mächtiger.

Der erste Mai sollte nun ein schönes Bild von der Organisation der Tivolischer Arbeiterschaft geben. Trotz des trüben Tages, trotz des erschöpfenden Cicero, der nicht nur den Fremden, sondern auch den Einheimischen die Glieder ermüdet, die Energie raubt, trotz des drohenden Regens, der hierzulande meist wolkenbruchartig niedergeht, herrschte auf der Straße, die von Porta Santa Croce durch selten schöne Olivenhaine leitet, reges Leben. An der Villakolonie der Stadt vorbei, vorbei an dem herrlichen, palmenbestandenen Garten der Villa Braschi, vorbei an dem weit das Land beherrschenden Kloster der irischen Mönche, zogen Gruppen von Männern und Jünglingen in feierlichem Gewande, um draußen zwischen den knorrigen, phantastischen Olivenbäumen unter freiem Himmel den Worten eines ihrer Genossen zu lauschen, um in erster Weise den Feiertag des arbeitenden Volkes einzuleiten.

Vielleicht einige zwanzig Minuten außerhalb der Stadtmauer, mitten in freier Natur breitet sich der Weg, der den Gang entlang führt und zu welchem durch leise rauschende Oliven die Campagna, die menschlicher Fleiß immer mehr und mehr zu fruchtbarerem Lande verwandelt, in weichem Grün heraufschimmert. An der Bergseite öffnet sich eine Höhle mit Brombeerestrüpp und wilden, verkrüppelten Feigenbäumen umwachsen. Der Ueberrest einer längst zerfallenen antiken Villa. An manchen Stellen der Wölbung verfinden noch Fragmente des nehartigen Mauerwerks, daß römische Sklaven und nicht die Natur das höhlenartige Gewölbe schufen. In dem Halbdunkel, in dem sonst grünlichleuchtende Perleneidechsen ihre Zuflucht suchen, wenn der sichere Schritt eines unmäßig beladenen Maultieres sie von der sonnigen Straße scheucht, herrscht heute fremdes Leben. Ungefähr sechs Karabinieri haben es sich hier bequem gemacht. Die roten Streifen ihrer napoleonischen Uniform, das weiße Lederzeug ihrer Ausrüstung und die blinkenden Läufe ihrer kurzen Gewehre stechen scharf aus dem Schattien. Also auch hierzulande keine socialistische Versammlung ohne die Diener der Staatsgewalt. An der Höhle vorbei gelangen wir nach einigen Schritten zum Versammlungsort. Ein halberfallenes Halbrotel in Varodisil, gekrönt von einem der vatikanischen Wappen und einer Marmorasiel, auf welcher die Zeit die eingetragene lateinische Inschrift zur Unleserlichkeit verwittert, öffnet sich vor uns. Der so gebildete Platz mag einst zu einer Kehr für herrschaftliche Wagen gedient haben. Vielleicht war es auch eine Ausweichestelle für die ziemlich schmale Straße. Buntes Leben herrscht heute an dem Orte, der sonst durch seine Stille und seine Romanik dem Wanderer seine Schritte hemmt. Das Mauerwerk, das, in den Verghang eingelassen, die Ausbuchtung der Straße bewirkt, ist dicht mit Menschen besetzt, wie die Sitzreihe einer Arena. Auf dem Platze selbst steht Mann an Mann. Ein paar Frauen in farbigen Blusen, sowie hier und dort verstreute Karabinieri bringen bunte Farben in die Menge. Fabrikarbeiter in städtischer Kleidung wechseln mit Campagna-Feldarbeitern, deren magere, sehnige Körper in verschossenen, grünlichschimmernden Jägeranzügen steden. Auch das Kostüm der Hirten mit den Schutzhosen aus Lamm- oder Ziegenfellen fehlt nicht. Dazwischen einige junge Leute mit großen, brennroten Tellermützen. Im allgemeinen ist nur wenig rote Farbe zu sehen. Auch keine rote Fahne schmückt die graue verwitterte Stukatur des Rotels, über die sich ein grauer Himmel breitet und die ein graugrüner Olivenhain umschließt. Und trotz dieser Sinfonie einer traurig stimmenden Farbe Festesfreude auf allen Gesichtern, Begeisterung in allen Augen. Man lacht und scherzt, man plaudert und begrüßt sich, bis der Redner, der Direttore des „Avanti“ aus Rom, Susi, seine Rede beginnt. Als Tribüne dient ihm eine halbverwitterte Steinbank unter dem päpstlichen Wappen an der Wand. Je länger er spricht, desto mehr drängt sich die Menge unwillkürlich an ihn heran. Neben ihm steht als Vertreter des Staates nur der Delegato der Stadt der in seiner bürgerlichen Gewandung jedoch nicht den Eindruck einer Polizeiperson macht. Der Lieutenant der Karabinieri steht mitten in der Menge. Auch seine Leute. Mit dem Beginn der Versammlung verliert die formlose, unaufrichtige Beteiligung der Polizei den formellen, bei uns so manchmal recht aufdringlichen Weisheitsglanz.

Susi spricht in klarer, überaus logischer Weise. Er spricht mit innerer Begeisterung, ohne über sich die Gewalt zu verlieren. Seine Stimme bis zu den letzten Reichen deutlich, ohne schreiendes Pathos aufzuwenden. Häufiges Händeklatschen, laute Rufe: „Bene!“ „Bene!“ unterbrechen seine Ausführungen über die Bedeutung des ersten Mai, über den Achttundentag, über den Militarismus, über den Kosmopolitismus der socialistischen Parteien aller Länder, über ihre Einigkeit im Kampfe gegen die Reaktion. Er endigt, nachdem er hervorgehoben, daß der heutige Tag von der deutschen, französischen, englischen, ja in den letzten Jahren auch von der japanischen ebenso wie von der italienischen Arbeiterschaft gefeiert wird, mit einem Ebiva auf das Proletariat. Seine Rede wird mit lautem Beifall gelohnt.

Die Feier, wenngleich anspruchslos und einfach, hat großen Eindruck gemacht. In langem Zuge streben etwa sechs- bis siebenhundert Personen der Stadt zu. Man sieht viele ernste Gesichter.

Noch klingen des Redners Worte lebendig in allen wieder. Man ist sich bewußt, daß es zu kämpfen gilt, um auf den errungenen Erfolgen weiter bauend einen großen Sieg zu erringen. Mancher fühlt, daß sein Leben ihm den vollen Sieg zu erwarten versagen wird, daß er sich begnügen muß, zu den Vorkämpfern zu gehören. In dem Zuge sieht man viel Ernst in den Zügen derer, die das Leben nicht zu weich gebettet hat, aber keine Mutlosigkeit, keine Erschlaffung. Weiter streben, weiter ringen, das ist der Grundgedanke, der die heimziehenden Arbeiter befeuert, der Grundgedanke, der ihnen zwischen den hundertjährigen Oliven der tiburtinischen Flur heute von neuem zum vollsten Bewußtsein gekommen ist. —

Liboli, den 1. Mai 1903.

W. S.

(Nachdruck verboten.)

Neues aus dem Reiche der Gartenblumen.

(Schluß.)

Auch in der Züchtung dankbarer, schön- und reichblühender Gartenpflanzen sind unsere Züchter in neuester Zeit außerordentlich erfolgreich gewesen. Besondere Aufmerksamkeit hat man einem unserer interessantesten und frühblühendsten Gartensträucher geschenkt, der gleichfalls japanischen Quitten, *Cydonia japonica*. Sie ist schon in der Stammmart nicht nur eine schöne, sondern auch eine außerordentlich nützliche Pflanze, da alle unsere Gartenbirnen, soweit sie zur Formobst-Kultur dienen oder nur einen mäßigen Umfang erreichen sollen, auf diese Quitten veredelt werden. Sie hat herrliche rot-gefärbte Blüten, die am alten Holz vor und mit dem Erscheinen der jungen Blätter zur Entfaltung gelangen, aber (im Gegensatz zu den als Nutzpflanze im Obstgarten angepflanzten Apfelquitten) verhältnismäßig kleine kugelige grüne Früchte. Diese Früchte duften sehr angenehm und die Hausfrauen lieben es, die eine oder andre derselben den Winter über in die Wäsche zu legen, welcher diese unscheinbare Frucht ihren angenehmen Geruch mitteilt. Durch Kreuzung dieser japanischen Quitten mit andern sind herrliche Bastarde gezüchtet worden, deren Blüten vom reinen Weiß bis zum tiefsten Rot in allen Abstufungen variieren. Der herrliche und reiche Flor, den die Quitten-Varietäten entfalten, ist von besonderem Werte durch die außerordentlich frühe Blütezeit. Man kann den Flor noch wesentlich beschleunigen, wenn man im Februar-März einige mit Blütenknospen besetzte Zweige schneidet und in kühler Stube in ein mit Wasser gefülltes Gefäß stellt, worauf man sich schon nach wenigen Tagen an den prächtigen Blumen zu erfreuen vermag.

Von sonstigen neuen Gartenblüten sei zunächst die Marguerite Sahara genannt, der man, um ihre Schönheit und Grazie anzudeuten, den Namen der in Folge ihrer Gelertheit so gefeierten Längerin beilegte. Die Margueriten sind, wie bekannt, unermüdete Blüher mit weißen und gelben Blüten. Sie lassen sich leicht als Winterblüher erziehen und entwickeln sich im Sommer, zum Gartenschmuck angepflanzt, zu wahren Parabelbüschen, deren fein zerteiltes Laubwerk Tausende von Blumen deckt. Besonders üppig ist der Blumenreichtum bei dieser „Sahara“, die ihre Blüten grazios auf leichten Stielen trägt. Hübsche Gegenstücke zu dieser stattlichen, Sträucher bildenden Blüherin sind zwei ganz eigenartige neue Astern, die Waldersee- und die Apollo-Aster, erstere rosa, letztere blau blühend. Sie bilden ganz geschlossene, kegelförmige Büsche, von denen jeder gleichzeitig zweihundertundfünfzig und mehr entfaltete Blüten trägt, die zwar nur klein sind, aber durch ihre Masse wirken. Diese Astern eignen sich besonders zur Randbeziehung von Rabatten und zur Herstellung teppichartiger Blütenbeete.

Auch die großblumigen englischen Pelargonien haben wesentliche Verbesserungen erfahren. Während man früher nur hochwachsende einfachblühende Sorten kannte, verdanken wir jetzt deutschem Züchterfleiß gedungen wachsende, zur Bepflanzung von Blütenbeeten geeignete, den ganzen Sommer über remontierende Sorten, die sich auch gegen ungünstige Witterungsverhältnisse ziemlich hart erweisen. Die neuesten Sorten sind die zartrosa blühende Vallkönigin und eine ungeheuer reich blühende Sorte, die zu Ehren eines Aufsichtsrats der Frankfurter Palmengarten-Gesellschaft den Namen Konjul Lautern trägt. Auch die so sehr beliebten gelbblättrigen Blütenpflanzen haben im Goldmohn eine wertvolle Bereicherung erfahren; es ist ein gedungen wachsender Mohn mit lebhaft gelb gefärbter Belpaubung, dessen gefüllte Blüten alle Abstufungen der roten Farbe zeigen vom zartesten Rosa bis zum dunkelsten Scharlach und Karmosin. Ja sogar fast schwarze Blüten sind vertreten. Der Mohn gehört zu unsren anspruchslosesten Sommerblumen, da er im Garten gleich dahin gesät wird, wo er seine vollständige Entwicklung erlangen soll und einmal angeät alljährlich durch Selbstausaat wieder erscheint.

Auch auf dem Gebiete der Beerencultur ist manches Neue zur Einführung gelangt. Unter den bewährten neuen Erdbeerforten ist besonders die Sorte „Sieger“ zu erwähnen. Ganz neue Erscheinungen sind großfrüchtige Ananas-Erdbeerforten, die ebenso wie die kleinfrüchtigen Monats-Erdbeeren während des ganzen Sommers tragen und so zwei Ernten geben. Die erste, allerdings nur mäßig remontierende Erdbeere war die Sorte „König Albert“; ausdauernder im Tragen zeigte sich dann die neue Sorte „Velle-Alliance“, gleichfalls eine deutsche Züchtung, und am fleißigsten remontiert die neueste Sorte „St. Joseph“. Ob sie sich bewähren wird, muß die Zukunft lehren. Auch unter den Himbeeren

finden die remontierenden Sorten mehr und mehr Aufnahme. Auch hier haben wir eine deutsche Züchtung zu verzeichnen, die starken Anhang gefunden hat, es ist die Sorte „Immertragende vom Feldbrunnen“ mit roten Früchten; sie ist vom Vorommer bis zum Eintritt der Fröste oft geradezu mit Früchten überfüet. Sie hat sich bei mir ganz vorzüglich bewährt, und ich habe sie in meiner Obstplantage ausschließlich angepflanzt. Einen Versuch mache ich aber zur Zeit auch mit der neuesten einmal tragenden Himbeere, die ihres enormen Wuchses halber den Namen „Goliath“ führt. Sie soll ihrer vorgenannten immertragenden Schwester ebenbürtig sein, ja dieselbe noch übertreffen. Kulturversuche werden lehren, ob sie den Erwartungen entspricht.

Gegenwärtig wird für einen bei uns neu eingeführten Fruchtbaum, die sogenannte Kaki-Pflaume, *Diospyros Kaki*, stark die Bekanntheit gerührt. Im Inzeratenteile illustrierter Blätter findet man einen streng pyramidenförmig gewachsenen Baum dieser Art ohne Blätter, aber mit reichem Fruchtbehang abgebildet. Dieser Fruchtbaum, der in Wirklichkeit mit Pflaumen nichts gemein hat, ist einer der verbreitetsten und wichtigsten Obstbäume Japans, Koreas und Chinas, er wird neuerdings auch versuchsweise in Kalifornien und Italien kultiviert. Von Italien aus wurde er dann in einer deutschen Fachzeitschrift als Fruchtbaum für deutsche Verhältnisse empfohlen. Aber die Kaki-Pflaume wird niemals ein deutscher Fruchtbaum werden, da sie unsrem Klima nicht gewachsen ist und höchstens wie Drangenbäume in Töpfen oder Kübeln gezogen werden kann. Die Frucht ist hübsch rot; in Größe, Farbe und Form gewissen Tomaten gleichend, wird sie erst im Spätherbst genießbar, wenn das Innere vollständig weich und breiig geworden ist. Sie schmeckt süß und gelangt mitunter durch Berliner Delikateßgeschäfte zum Verkauf. Aber die ausgeprägte Süße und die Weichheit des Fleisches dürften nicht allzu vielen Menschen zusagen. In ihrer Heimat soll diese in England als Persymone betannte Frucht die Größe einer Orange erreichen. Diese Persymone ist übrigens die einzige Art mit wirklich schmackhaften Früchten, wenn diese auch bei einigen andern Sorten noch gerade genießbar sind. Die Gattung *Diospyros* ist aber eine Nutzpflanzengattung ersten Ranges, da die verschiedenen der Gattung angehörenden Arten das im Handel so sehr geschätzte Ebenholz liefern. —

Max Hessdorffer.

Kleines feuilleton.

k. Das amerikanische Theater Syndikat. Die Riesen-Organisation des amerikanischen Theater Syndikats, das nicht nur die wichtigsten Theater Amerikas beherrscht, sondern auch schon nach Europa hinübergreift, macht Charles A. Waller zum Gegenstand einer Studie, die er in dem New Yorker „Broadway Magazine“ veröffentlicht. Der führende Mann des großen Syndikats ist Charles Frohman. Er hat die Leitung von 13 Theatern in New York, 70 in verschiedenen Teilen der Vereinigten Staaten und vier in London. Das Theater Syndikat hat vor allem die Reisekosten auf ein Minimum gebracht, indem es ein regelmäßiges Tourneensystem einführt. 200 bis 300 Theater wurden zu einem Ring zusammengefaßt und regelmäßige systematische Tourneefreie gezogen, so daß eine jede Gesellschaft alle wichtigen Städte auf dem Wege besucht. Will jetzt z. B. jemand ein Stück durch die Vereinigten Staaten schicken, so geht er zu dem Manager: „Ich will eine Tournee mit dem „Moneymaker“ bestellen.“ „Welchen Weg?“ fragt der Manager und nimmt dabei die sorgfältig ausgearbeiteten Landkarten zur Hand. „New York, Chicago und San Francisco.“ Der Kreis, den dieser Weg umfaßt, enthält etwa 100 Theater. „Wie viel Wochen?“ „Zwanzig.“ Der Besucher wählt dann die Städte, die er besuchen will, und bemerkt, daß er einer andern „Star“-Gesellschaft unmittelbar folgt. Kummehr wird besprochen, wieviel das Syndikat für die Benutzung seiner Theater erhält, und damit ist alles bereit. In weniger als einer Stunde ist eine Tournee von 4000 Meilen Fahrt besprochen, während man früher Tage und Wochen ständiger Arbeit dazu brauchte. Die Kosten zur Unterhaltung eines Theaters sind sehr bedeutend. Die Nacht des Empire-Theaters in New York beträgt 180 000 M. jährlich, und da die Theater Saison nur acht Monate dauert, so macht die wöchentliche Nacht 4000 M. während der Saison aus. Dann kommen die Kosten für das Stück. Ein bekannter Dramatiker fordert 5 bis 10 Prozent der Brutto-Einnahme und dazu 2000 bis 20 000 M. Honorar, wenn er dem Manager das Manuscript übergibt. Oft erhält der Dichter bis zu 4000 M. wöchentlich. Ein großer Posten sind natürlich die Gagen der Schauspieler. Der erste Schauspieler erhält bis 1000 M. wöchentlich, und ein oder zwei „Sterne“ fordern 2000 M. Andre Schauspielerinnen bekommen wöchentlich 400 M. und weniger, je nach ihrem Ruf und ihrer Rolle. Andre Schauspieler stehen sich auf 400 M. und weniger. Statisten erhalten 4 M. für den Abend, bis 40 und 80 M. wöchentlich. Die größte Ausgabe bedeuten aber die Inszenierung und die Toiletten. Eine Posse ist billig; aber Melodramen kosten oft 120 000 M. und mehr. Die Gagen einer mächtig großen Gesellschaft betragen 8000 M. wöchentlich. Manches Stück hat vor seiner Erstaufführung über 100 000 M. gekostet und erweist sich dann als Mißerfolg. Böllige Mißerfolge sind für den Syndikatmann allerdings selten, da der moderne Manager den Geschmack des Publikums kennt und ihm nur die gewünschte Kost vorsetzt. —

— Ein reisender Zahnarzt vor hundert Jahren. Folgendes Inzerat findet sich in der „Coburger Wöchentliche Anzeige“, 4. Stück, den 27. Januar 1798:

„Mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis bietet dem geehrten Publikum der Zahnarzt Salomon Seligmann aus Hildburghausen, welcher viele Atteste von hohen und niedrigen Personen hat, seine Dienste ergebenst an; er ist auch bereit, zu Jedem, der seiner bedarf, ins Haus zu gehen. Den Wohlhabenden hilft er um billiges Geld und den Armen umsonst. 1. Nimmt er böse Zähne auch Stifte geschwind und sehr geschickt heraus. 2. Putzt und reinigt er die Zähne mit kleinen subtilen Instrumenten, daß sich jedermann freuen wird. 3. Hat er ein Arcanum, den Schmerz binnen 6 Stunden zu stillen. 4. Hat er ein vorzüglich englisches Zahnpulver, welches die Zähne sehr gut erhält und den Mund wohlriechend macht. 5. Brennt die hohlen Zähne und füllt sie sehr künstlich ohne Schmerzen aus, daß sie lange zu gebrauchen sind. 6. Ist bey ihm eine englische Zahntinktur zu haben, welche das Zahnfleisch wachsend macht. 7. Nimmt er auch Hühneraugen und Leichdornen ohne den geringsten Schmerzen heraus. Er logiert im grünen Baum.

Diejenigen, welche seiner Hilfe bedürfen, werden ersucht, ihm solches bey Zeiten anzuzeigen, indem er gesonnen ist, von hier bald wieder abzureisen. Er verspricht, einem Jedem mit vollkommenster Zufriedenheit zu bedienen.“

c. **Seltene Eidesformeln.** Ein Chinese schwor dieser Tage vor einem Londoner Gerichtshof damit, daß er ein Licht ausblies. Er war nicht der erste, der sich auf diese Art verpflichtete, die Wahrheit zu sprechen. An chinesischen Gerichtshöfen wird gewöhnlich ein Licht gebraucht, sonst wird beim Schwur auch eine zerbrochene Tasse verwendet. Der Zeuge kniet nieder, zerbricht eine ihm übergebene Porzellantasse, und wird dann folgendermaßen angeredet: „Du sollst die Wahrheit sagen, die ganze Wahrheit. Die Tasse ist zerbrochen und wenn Du die Wahrheit nicht sagst, wird Deine Seele wie die Tasse zerbrochen werden.“ Ebenso drückt der Zeuge, der das Licht ausbläst, damit aus, daß seine Seele, wenn er nicht die Wahrheit sagt, „wie das Licht ausgelöscht“ werden soll. Er kam auch den Kopf eines Geflügels abschneiden, dessen Schicksal das den Meineridigen erwartende Schicksal symbolisieren soll. Es ist oft nicht so leicht, einen Zeugen dazu zu bringen, die Wahrheit zu sagen, und mit dem Chinesen läßt es sich besonders schwer umgehen. So wollte ein Chinese in Neu-Südwesten nur auf einen „geköpften schwarzen Katadu“ schwören. Kopfloses Geflügel, schwarze Schwäne, angezündete Lichter, zerbrochene Tassen, nichts konnte den hartnäckigen Chinesen dazu bringen, seine unsterbliche Seele zu wagen, und der Rechtsfall mußte aufgeschoben werden, bis der „geköppte schwarze Katadu“ gefunden war, — was dem Gerichtshof 10 W. kostete. Eingeborene aus manchen Teilen Indiens sind noch seltsamer, denn sie schwören nur bei Tiger- oder Eidechsenhäuten. Dabei sagt der Schwörende, er wolle eine Beute des Tigers werden, oder sein Körper solle wie der der Eidechse mit Schuppen bedeckt werden.

cc. **Der Häher und die Postverwaltung.** Eine wunderbare Geschichte erzählt ein amerikanisches Blatt: Der Briefträger Edward Funderburg in Springfield, Ohio, berichtete am 22. April der Postverwaltung, daß aus einem altmodischen Briefkasten an der Landstraße seit mehreren Wochen die Briefsachen regelmäßig abhandeln kämen. Der Postmeister E. C. Miller in New Carlisle, zu dessen Bezirk der betreffende Briefkasten gehört, wurde aufgefordert, eine Untersuchung anzustellen. Es ergab sich zunächst, daß die vernichteten Briefe auf einem gepflügten Felde weit verstreut lagen, und bei näherer Untersuchung entdeckte man, daß ein blauer Häher der Postdieb war. Der Häher hatte in dem Briefkasten sein Nest gebaut und betrachtete das Hineinstecken von Briefen in den Kasten als einen ungerechtfertigten Eingriff in seine wohlverordneten Rechte; so oft daher ein Brief hineingeworfen wurde, warf er ihn entrüstet wieder hinaus. Da die Postverwaltung sich mit dem Häher nicht in Rechtsstreitigkeiten einlassen wollte, beschloß sie nachzugeben und durch Anschaffung eines neuen Briefkastens weiteren Besitztitelkonflikten vorzubeugen.

Geschichtliches.

xc. **Spielzeug für erwachsene Kinder.** Als in der Zolltarif-Kommission seligen Andenkens der Antrag eingebracht wurde, den einzigen — außer den Eiern — zollfrei belassenen Importartikel, die Orden, gleich hinter der Position „Spielwaren“, mit einem Einfuhrzoll zu belegen, schäumten die mehrheitsparteilichen Verfechter der heiligsten Güter Wut ob dieser vermeintlichen Verhöhnung eines Jierats, mit dessen zahllosen Varietäten unsturzfeindliche Mammesgeelen so gerne die respektiven Wäsen schmücken. Späzig ist nun, daß ganz zweifelsohne dieser oder jener einsichtsvolle Begründer von Orden und Ehrenzeichen thatsächlich von jener Spielzeugauffassung geleitet war. Zweifelsohne gilt dies von dem großen Menschenverächter, der vor nun etwas mehr als hundert Jahren (15. Mai 1802) den einzigen Orden unsrer Nachbarn jenseits der Vogesen, den Orden der Ehrenlegion gestiftet hat, von Napoleon I. Er war zu der Zeit noch „erster Konjul“ der französischen Republik, aber er steuerte mit vollen Segeln auf die Monarchie zu und wollte sich demgemäß mit den nötigen Requiriten eines Monarchen von Gottes Gnaden versehen. Dazu gehörte natürlich auch mindestens ein Orden, und so rief Napoleon die Ehrenlegion ins Leben, die als eine neue Sorte von Aristokratie nicht der Geburt, sondern des Verurs, durch Band und Stern von

den gewöhnlichen Sterblichen auch äußerlich unterschieden werden sollte. Dieser Hohn auf den demokratischen Grundfag der Gleichheit kam denn doch etwas gar zu überraschend, so sehr auch die revolutionären Traditionen bereits vor dem Geiste der Knechtslosigkeit verblaßt waren. Gegenüber dem starken Widerspruch, den das Ordensprojekt daher selbst in der nächsten Umgebung des ersten Konjuls fand, trat Napoleon wenigstens im intimen Kreis seiner Vertrauten ganz unverhüllt mit seinen verborgensten Ansichten heraus, die denn freilich den Ehnismus des Menschenverächters schon auf voller Höhe zeigten. Er erblickte in den Orden ein „Spielzeug“ für „erwachsene Kinder“. In diesen Ausdrücken hat der verbannte Kaiser noch in der Einsamkeit von St. Helena über den Gegenstand gesprochen. Am deutlichsten aber ließ er sich zur Zeit der Gründung der Ehrenlegion in dem obersten Regierungskollegium, dem Staatsrat, aus, wo der Plan starke Opposition erfuhr und schließlich nur mit einer Mehrheit von 14 gegen 10 Stimmen angenommen wurde. Der Staatsrat verlor mißbilligte eine Einrichtung, die dem Geist der Republik so sehr widerstrebe, und meinte: „Auszeichnungen sind das Spielzeug der Monarchie.“ Darauf Napoleon: „Man zeige mir doch eine alte oder neue Republik, worin es keine Auszeichnungen gegeben hat. Man nennt dies Spielzeug. Gut! Aber mit Spielzeug leitet man die Menschen. Ich würde dies nicht auf einer Rednerbühne sagen, aber in einem Rate von Weisen und Staatsmännern muß man alles sagen. Ich glaube nicht, daß das französische Volk die Freiheit und Gleichheit liebt. Die Franzosen sind durch zehn Revolutionsjahre nicht geändert worden, sie haben nur ein Gefühl, die Ehre. Man muß somit diesem Gefühl Nahrung geben. Wir bedürfen der Auszeichnungen. Sehen Sie nur, wie das Volk sich vor den Wlechen der Fremden zu Boden beugt...“

So trat die Ehrenlegion ins Leben. Sie ward erst bei erleuchteten Männern ein Gegenstand des Spottes, der Napoleon nicht wenig ärgerte, obwohl er doch selber verächtlich genug von diesem Flitter dachte. Er hat es dem General Moreau nie verziehen, daß bei einem Gelage von Offizieren in dessen Hause dem Koch als Verfertiger der ausgezeichneten Speisenfolge „in Anerkennung bürgerlicher Verdienste“ feierlichst ein Ehrenlöffel verliehen wurde, der den Meister kulinarischer Kunst als „Ritter des Löffelordens“ auszeichnen und zieren sollte. Im großen und ganzen aber behielt Napoleon mit seiner Spekulation auf die kindische Eitelkeit im Menschen recht. Man kennt die Ordensjäger und den Ordensschacher, die noch unter der dritten Republik in Frankreich betrieben worden sind. Wir Deutsche haben freilich wenig Anlaß, uns deshalb über den Franzmann aufzuhalten. Dafür ist die Nachfrage nach Orden bei uns zu groß.

Humoristisches.

— Weit auseinander. „Was sind denn Ihre beiden Söhne geworden?“

„Die beiden haben sich leider gar nicht miteinander vertragen, und so ist der eine Lustschiffer und der andre Taucher geworden!“

— Dankbar. A.: „Warum grüßt denn der Herr dort jeden Schuhmacher?“

B.: „Wissen Sie, er ist Hühneraugen-Operateur!“

— Die Unschuldige. Sie: „Du, Franz, übermorgen sind's fünfundzwanzig Jahr', daß wir uns g'heiratet hab'n, soll'n wir da net untre Sau abstechen...?“

Er (einfallend): „Geh' hör auf, was kann denn das arme Vieh dafür, daß i' vor fünfundzwanzig Jahren g'heiratet hab'!“

(„Weggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— August Weigl's Roman „Gräfin Julia“ (Verlag von Hermann Seemann Nachf., Leipzig) ist von der Wiener Staatsanwaltschaft mit Beschlag belegt worden.

— Shakespeares Königsdramen werden an sechs Abenden noch in diesem Monat im Schauspielhause in Scene gehen.

— „Hedda Gabler“ wird als diesjährige Ipsen-Aufführung am 9. Mai im Schiller-Theater N. gegeben.

— Die Frühlingsfeier des Giordano Bruno-Bundes findet heute (abends 8 Uhr) im Rathause statt.

— Im Deutschen Landestheater zu Prag finden auch in diesem Jahre wieder Maifestspiele statt. Gegeben werden: Raimund: „Alpenkönig und Menschenfeind“. Grillparzer: „Die Jüdin von Toledo“. Restroy: „Lumpacibagabundus“. Angen-gruber: „Die Kreuzschreiber“. „Der G'wissenswurm“. Bauernfeld: „Der Alte vom Berge“. Schnitzler: „Liebele“. Ebner-Eschenbach: „Ohne Liebe“. Glud: „Jyphigie in Aulis“. Mozart: „Die Hochzeit des Figaro“. Beethoven: „Fidelio“. Weber: „Der Freischütz“. Lorking: „Der Wildschütz“. Richard Wagner: Die Meistersinger von Nürnberg. Ihren Abschluß finden die Maifestspiele durch ein dreitägiges großes Musikfest, in dem Beethovens Missa Solemnis und die Neunte Symphonie zur Aufführung gelangen.

— In Schweden plant man die Ausrüstung einer Hilfs-Expedition für die Nordenstjöldische Südpolar-Expedition, von der andauernd jegliche Nachrichten fehlen.